

Johannes Geffers

Alles typisch?

Typus, Typologie, Typen der Verallgemeinerung, empirische Typenbildung und typische Möglichkeitsräume

Verfahren der Typenbildung sind nicht nur in der Sozialforschung disziplinenübergreifend populär, auch in der Ratgeber- und Unterhaltungsliteratur ist die Frage »Und welcher Typ sind Sie?« regelmäßig zu finden. Doch wie zeichnet sich der wissenschaftlich gefundene »Typus« gegenüber dem »alltäglichen Stereotyp« aus, welcher Unterschied besteht zwischen der problematischen kognitiven Reduktion von Menschen im Alltag auf ein Stereotyp und dem wissenschaftlichen Anspruch, das Allgemeine im Einzelfall zu finden, oder über den Vergleich von Einzelfällen Aufschluss über das Allgemeine zu suchen?

So bekannt es ist, dass die Wahrheit bzw. Wissenschaftlichkeit eines Ergebnisses durch die Verwendung wissenschaftlicher Methoden garantiert werden soll, so bekannt ist es auch, dass bestimmte Methoden bestimmte Wahrheiten produzieren. In meinem Beitrag möchte ich daher von einem subjektwissenschaftlichen Standpunkt Fragen an typenbildende Verfahren in den Sozial- und Individualwissenschaften formulieren, sofern sich diese in der Tradition der sinnverstehenden Soziologie sehen und eine subjektwissenschaftliche Ebene ansprechen¹. Durch eine Gegenüberstellung dieser Ansätze und des kritisch-psychologischen Verallgemeinerungsmodells – der Bildung von typischen Möglichkeitsräumen – sollen Kriterien für eine Beurteilung sowohl der Methode selber als auch ihrer Ergebnisse vorschlagen werden. Dafür möchte ich zunächst die Definition und die Funktion von Typen im Forschungsprozess bestimmen², das kritisch-psychologische Konzept der »typischen Möglichkeitsverallgemeinerung« vorstellen und klären, welche Struktur

- 1 Auf die Funktion von Typen u. a. in der Philosophie, Logik, Kunst, Biologie, Geschichte oder in der Soziologie, wo beispielsweise Aussagen über Typen von Organisationen gemacht werden, kann im Rahmen dieses Artikels nicht eingegangen werden; im Überblick McLaughlin und Lübke (1996).
- 2 Die damit angesprochene Ebene zum Verhältnis von kategorialen und methodologischen Annahmen der sinnverstehenden Soziologie und der Kritischen Psychologie wird systematischer von Reimer (2003) behandelt. Der vorliegende Beitrag nimmt den Vergleich eher aus einer am Forschungsablauf orientierten Perspektive vor.

die durch die beiden Ansätze erreichbaren Aussagen haben. Dann bespreche ich die Forschungsmethodik und gehe abschließend auf Verbindungen der beiden Ansätze und mögliche Konflikte ein.

Typus und Typologie: Ordnungsbegriffe und -systeme der empirischen Forschung

Bereits innerhalb einzelner Disziplinen finden sich verschiedene Vorgehensweisen und *Formen* von *Typen* (z. B. Durchschnittstypen, Idealtypen oder Prototypen) und damit verbundene Vorstellungen zu ihrer Bedeutung im Forschungsprozess. Als Kern der verschiedenen Definitionen lässt sich festhalten, dass ein »Typus« als eine Bezeichnung zur begrifflichen Ordnung von beobachteten oder erschlossenen Gegenständen verwendet wird. Im Unterschied zu anderen Ordnungsbegriffen wie beispielsweise »Gattung« oder »Klasse« müssen die einzelnen Gegenstände dabei nicht entweder unter diese fallen oder nicht unter diese fallen, sondern diesen Begriffen nur *mehr oder weniger entsprechen* (vgl. McLaughlin und Lübke 1996, 363).

Bei Max Weber, der mit seinen Arbeiten als Wegbereiter der sinnverstehenden Soziologie gelten kann, wird ein *Idealtypus* aus dem empirischen Material gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch den Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde. (Weber 1968 [1904], 190)

Jene »einseitig herausgehobenen Gesichtspunkte« – Kategorien und ihre Dimensionalisierungen – sind es, die den Forschungsprozess in Hinblick auf die Beantwortung einer Fragestellung anfänglich strukturieren, indem sie die zunächst »blinden« empirischen Ereignisse theoretisch³ interpretierbar machen. Der Stellenwert von einzelnen Typen als Ordnungsbegriffen im Forschungsprozess besteht nun darin, eine »Brücke zu schlagen« zwischen den zunächst ungeordneten, einzelnen empirischen Ereignissen (bzw. »Fällen«) und den abstrakten, empirisch nicht mehr gehaltvollen Theorien.

3 »Theoretisch« benutze ich hier in einem sehr weiten bzw. grundlegenden Sinne, der nicht nur die Interpretation mit Hilfe von Konzepten wie »Rollenerwartungen«, »subjektiven Kontrollvorstellungen« usw. umfasst, sondern auch schon den Umstand, dass ich beispielsweise eine irgendwie geartete Vorstellung über die Funktion einer Klinke haben, das mit ihr verbundene »Gemacht-Sein-Zu« verstehen muss, um die meisten Räume verlassen zu können. Es gilt, der irrigen Vorstellung zu begegnen, dass ein empirisches Ereignis für sich spreche bzw. dass der Prozess der Theoriebildung beispielsweise mit der »Typenbildung« beginne und nicht bereits mit der Auswahl der den Forschungsprozess anfänglich strukturierenden (Grund-)Begriffe.

Typen werden nie als einzelne gebildet – je nach Anzahl der zugrunde gelegten Kategorien / Merkmale entsteht eine Mehrzahl von Typen, die systematisch aufeinander bezogen eine *Typologie* konstituieren. Gängige Vorstellungen und Praxen verorten die zu bildenden Typen und Typologien unterschiedlich zwischen den beiden Polen des Forschungsprozesses: die einen näher an der »Empirie« (und damit eher »deskriptiv«), die anderen näher an der »Theorie« (und damit eher theoretisch bzw. »heuristisch«).

Viele Forschungsprozesse sind mit der Bildung einer »deskriptiven« Typologie abgeschlossen. Im Sinne der Entwicklung heuristischer Begriffe schlägt Gerhardt (1986, 91) im Anschluss an Webers Konzeption des *Idealtypus* als einen zweiten Erkenntnisschritt den *idealisierend-typisierenden* Aufriss des zu untersuchenden Gesamtprozesses vor:

Diese Gesamtschau malt – mit Hilfe illustrativ benutzten Fallmaterials – einen historischen Gegenstand so aus, wie er gedacht werden sollte, wenn seine Struktur – gewissermaßen in »reiner Form« – begriffen werden soll. Entsprechend besteht Weber auf dieser Funktion des Idealtypus als eines zur Verdeutlichung der Wirklichkeitsstruktur dienenden heuristischen Mittels: »Er ist nicht eine Darstellung des Wirklichen, aber will der Darstellung eindeutige Ausdrucksmittel verleihen.« ([Weber] 1904, 190) (Gerhardt 1986, 91)

Bei der Formulierung eines Idealtypus sollen – wie in dem obigen Zitat von Weber bereits erkennbar – »diejenigen Elemente weggelassen [werden], deren in Gedanken durchgespieltes Nichtvorhandensein nichts an dem bekannten oder postulierten Ergebnis verändert, auf das hin der idealtypisch konstruierte Prozesszusammenhang organisiert ist.« (96) Bei diesem Vorgehen soll von all jenen »irrationalen« oder »zufälligen« Besonderheiten der Einzelfälle abstrahiert werden, die zwar in der unabschließbaren Heterogenität der Welt vorhanden sind, aber nicht kausal wirken. Ziel dieses Vorgehens ist die Konstruktion eines »*Typus des rationalen Aktors*«, der aus Sicht der Vertreter dieses Vorgehens als Grundlage für den verstehenden Zugang zum Gegenstandsbereich unterstellt werden muss (vgl. 97). Neben der benannten Verdeutlichung der Wirklichkeitsstruktur besteht eine weitere Funktion des so gebildeten Idealtypus im Forschungsprozess darin, die realen Fälle in einem weiteren Schritt mit ihm zu konfrontieren, die Distanz der einzelnen Fälle zum Idealtypus zu bestimmen und diese dadurch (besser) zu verstehen und kausal erklären zu können (vgl. 97f).

Welche Funktion die Bildung einer Typologie hat, ist letztlich auch von ihrem Verwendungskontext abhängig: In der (außerakademischen) Praxis kann es beispielsweise ausreichend sein, eine typologische Ordnung von »Ansprüchen von Anwohnern im Kiez XY an die soziale Infrastruktur im nahen Umfeld« zu erstellen, und darauf aufbauend sozialtechnologische Interventionen abzuleiten. Der Zweck

der Verallgemeinerung ist hier nicht die (Weiter-) Entwicklung einer Theorie, sondern der Versuch der Lösung eines praktischen Problems. Die Frage »wozu verallgemeinern?« (vgl. Faltermaier 1990) hat damit eine andere Antwort gefunden als etwa in einem akademischen Forschungskontext, wo der Zweck der Typenbildung eher in der empirisch begründeten Theoriebildung gesehen wird.

Typische Möglichkeitsräume: Überindividuell realisierbare gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten

Ausgangspunkt *aktual-empirischer*⁴ *subjektwissenschaftlicher Forschung* ist die Analyse individueller Handlungsfähigkeit, und die im Forschungsprozess eingenommene Perspektive ist die des Einzelfalls / Subjekts. Daher ist Gegenstand der Untersuchung auch nicht »der Mensch«, sondern die Welt, wie sie vom einzelnen Menschen beim praktischen Versuch seiner Daseinsbewältigung erfahren wird. Die »Welt« ist hier nicht als »Umwelt« zu verstehen, die auf den Einzelnen »wirkt«, sondern als eine historisch-konkrete, soziale Konstellation von gesellschaftlichen Bedingungen, die für die Einzelnen in besonderer Weise bedeutsam ist und individuell realisierbare Handlungsmöglichkeiten bzw. -einschränkungen darstellt.

Der Verweis auf diese gesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz ist zugleich so zu verstehen, dass der Mensch auch nur als gesellschaftliches Wesen begriffen werden kann, und dass die individuelle (»je meine«) Handlungsfähigkeit als das »Verhältnis zwischen *allgemeinen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und meiner besonderen Weise ihrer Realisierung, Einschränkung, Mystifikation etc.*« (Holzkamp 1983, 548) zu fassen ist. Auf der Ebene des Einzelfalls hat die Analyse daher das Ziel der Beschreibung eines »subjektiven Möglichkeitsraumes« – also des Ensembles der im Einzelfall gegebenen Möglichkeiten und Beschränkungen. Der Übergang vom Einzelfall (*subjektiver Möglichkeitsraum*) zum Allgemeinen (*typischer Möglichkeitsraum*) findet statt, wenn die am Forschungsprozess beteiligten »Einzelfälle« zu dem Schluss kommen, dass es sich bei ihren Lebenssituationen bzw. gegenwärtigen Handlungsproblematiken um das »gleiche Verhältnis« (vgl. Holzkamp 1983, 549) von gesellschaftlichen Bedingungen / Bedeutungen bzw. Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen handelt.

4 In der Kritischen Psychologie wird zwischen »historisch-empirischer« Forschung und »aktual-empirischer« Forschung unterschieden. Erstere dient der Herleitung psychologischer Grundbegriffe (»Kategorien«) mittels des funktional-historischen Verfahrens anhand empirischen Materials (u. a. aus der Biologie, Anthropologie etc.). *Aktual-empirische* Forschung findet hingegen im Hier-und-Jetzt statt, ist also auf die Analyse heutiger Probleme und Konflikte bei der (tagtäglichen) Lebensbewältigung bezogen.

Subjektwissenschaftliche (aktual-empirische) Forschung geschieht also auf der Grundlage von (an historisch-empirischem Material entwickelten) Kategorien und aktuellen gesellschaftstheoretischen Forschungen, welche die Analyse der subjektiven und damit auch der typischen Möglichkeitsräume strukturieren und konkretisieren. Den im Forschungsprozess zu bildenden Einzeltheorien liegt das Konstrukt eines »verallgemeinernden« oder »typischen« Möglichkeitsraumes zugrunde. Auch wenn die Verallgemeinerung vom Subjektstandpunkt ausgeht, so soll das untersuchte besondere Verhältnis (Einzelfall) als Konkretisierung eines allgemein-gesellschaftlichen – »typischen« – Falls von historisch gegebenen Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen erkennbar werden.

Ein gemeinsames Ziel der *Typenbildung* und der *typischen Möglichkeitsverallgemeinerung* liegt in der Ordnung bzw. Gruppierung von Einzelfällen – auch wenn der methodische Prozess unterschiedlich ist (s. u.). In der sozialwissenschaftlichen Forschung gibt es mit der Bildung von Idealtypen zusätzlich das Ziel der Entwicklung heuristischer Begriffe für den (aktual-)empirischen Forschungsprozess. Letztere Funktion ist in der subjektwissenschaftlichen Möglichkeitsverallgemeinerung nicht vorgesehen und methodologisch m. E. mit einer Forschung vom Subjektstandpunkt auch nur schwer vereinbar: Vom Standpunkt des Einzelfalls ist das, was den Forschenden bei der Untersuchung größerer Fallzahlen als zufällig erscheint, genauso handlungsrelevant wie strukturelle Handlungsanforderungen – und geht entsprechend in die vom Standpunkt des Subjekts »rationale« (bzw. kritisch-psychologisch: »subjektiv funktionale«) Handlungsplanung ein. Das bedeutet nicht, dass sich im subjektwissenschaftlichen Forschungsprozess nicht gesellschaftlich-strukturelle Bedingungs- und Bedeutungskonstellationen finden ließen, die für eine Mehrzahl der am Forschungsprozess Teilnehmenden als allgemeine, »typische« Handlungsmöglichkeiten bzw. -behinderungen aufscheinen. Es erscheint aber fraglich, ob der Weg zu einem besseren Verständnis des Einzelfalls über die idealisierende *Konstruktion* eines zweckrational handelnden Aktors führt, der mit den Widrigkeiten des Zufalls und individuellen Besonderheiten nicht sein Leben bestreiten muss und dem gegenüber die realen Fälle als »Abweichung« bestimmt sind.

Typen der Verallgemeinerung: Antworten auf das Induktionsproblem in den Sozialwissenschaften

Für die weitere methodologische Verortung der beiden diskutierten Ansätze ist der Umgang mit dem Induktionsproblem aufschlussreich, das sich stellt, wenn über den Vergleich von Einzelfällen (Besonderes) auf Theorien (Allgemeines) geschlos-

sen werden soll. Da verallgemeinernde Schlüsse wie »Bjarne spielt gerne Fußball, Bjarne ist ein Mensch, also spielen alle Menschen gerne Fußball.« logisch gesehen nicht haltbar sind, hat es in den Sozialwissenschaften verschiedene Ansätze zur Lösung dieser Problematik gegeben. Im Folgenden sollen verschiedene Umgangsweisen mit dem Induktionsproblem in den Sozialwissenschaften betrachtet werden. Bei der Beurteilung dieser Ansätze gilt es zu prüfen, inwieweit fachwissenschaftliche Fragen bzw. Besonderheiten des Gegenstandes berücksichtigt werden müssen.

Markard (1993) schlägt für die Untersuchung der Lösungsansätze des Induktionsproblems die Unterscheidung von drei Verallgemeinerungstypen vor, die ich im Folgenden skizzieren möchte, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Typenbildung und typischer Möglichkeitsverallgemeinerung zu klären. Die ersten beiden vorgestellten Verallgemeinerungstypen (universalistischer und historisch-aggregativer Verallgemeinerungstyp) sind zwar entweder nicht oder nur mit Einschränkungen für die beiden untersuchten Verfahren bedeutsam; ihre Darstellung erscheint mir jedoch sinnvoll, um die Gemeinsamkeiten der beiden untersuchten Ansätze auch anhand ihrer jeweiligen Abgrenzungen erkennbar werden zu lassen.

Das wohl prominenteste Grundmodell zur Lösung des Induktionsproblems ist der poppersche Fallibilismus. Theorien müssen sich in diesem Modell dadurch an der Realität bewähren, dass sie an dieser in möglichst vielen und gründlichen Untersuchungen geprüft werden. Das Induktionsproblem soll hierbei dadurch entschärft werden, dass die induktiven Momente des Forschungsprozesses auf die Hypothesen*bildung* beschränkt werden sollen, die methodische Relevanz jedoch allein dem *Prüfprozess* zukommen soll (vgl. Markard 1993, 31). Im Zuge der Prüfung von Hypothesen an der Realität kann die Hypothese zwar nicht »verifiziert« (also bestätigt) werden, es können sich jedoch Ereignisse finden, die der Hypothese widersprechen und diese somit »falsifizieren« bzw. widerlegen. Das entscheidende Argument ist nun darin zu sehen, dass der Versuch der Bestätigung einer induktiven Logik folgt, nicht jedoch der Versuch der Falsifikation, der ohne diese auskommt. Die Gültigkeit einer Theorie ist damit zwar nicht zu beweisen, aber solange anzunehmen, wie keine widersprüchlichen Daten gefunden werden können (ebd.). Damit zielt der Fallibilismus auf den besonderen Aussagen-Typ der *unbeschränkten* (»*universalistischen*«) *Allaussage* ab, wie er unter anderem in der nomothetisch orientierten Psychologie, aber auch in den anderen Sozialwissenschaften zu finden ist.

Als eigenständiger Aspekt des *fachwissenschaftlichen* Forschungsprozesses tritt das Verallgemeinerungsproblem gar nicht zutage. Denn der Allgemeinheitsanspruch der (All-)Aussage ergibt sich aus der *formalen Setzung* eines – gesetzmäßigen – Zusam-

menhangs, dessen theoretische Geltung *unabhängig* von der Häufigkeit bzw. Verbreitung seines empirischen Auftretens ist. (Markard 1993, 32)

Entsprechend interessieren die Fälle nicht in ihrer Individualität, sondern nur als austauschbare »potenzielle Falsifikatoren«. Zudem muss für soziale Zusammenhänge menschliches Verhalten als bedingt angesehen werden, damit die Reaktionen überhaupt als Folgen von Gesetzmäßigkeiten interpretiert werden können. Aus diesen Überlegungen folgert Markard, dass es sich bei dem geschilderten Vorgehen um kein allgemeines Verallgemeinerungsmodell handelt, sondern nur um einen bestimmten Verallgemeinerungs-Typ, der jedoch mit psychologie- bzw. fachspezifischen und gegenstandsbezogenen Grundannahmen nicht vermittelt ist.

Ein weiterer in der empirischen Sozialforschung häufig anzutreffender Verallgemeinerungstyp kommt in der repräsentativen Umfrageforschung zur Anwendung. Zunächst wird hierfür aus einer sozialen Grundgesamtheit eine Stichprobe von Einzelfällen gezogen, die daraufhin in kontrollierten (Einzel-)Befragungen untersucht wird (vgl. Heinze 2001, 62f). Das gefundene Ergebnis wird im Sinne eines Repräsentationsschlusses von der Stichprobe auf die Gesamtpopulation verallgemeinert. Die dabei getroffenen Aussagen beziehen sich auf raumzeitlich konkrete Populationen und die Verbreitung und Häufigkeit von Merkmalen in dieser und sind entsprechend als »*historisch-aggregativ*« zu bezeichnen. Das kritische Moment dieses Verallgemeinerungsmodells liegt in der Annahme bzw. Voraussetzung der Repräsentativität der Stichprobe für die Gesamtpopulation – die Einzelfälle in der Stichprobe sind entsprechend nur insofern interessant und von Bedeutung, als sie diese Grundannahme verletzen könnten. Entsprechend ist auch hier »[...] die angestrebte Verallgemeinerung kein inhaltlicher und prozessualer Akt der fachwissenschaftlichen Fragestellung, sondern der einschlägigen Statistik« (Markard 1993, 33).

Vielfach kommt es bei diesen Untersuchungen zu einer Verknüpfung von psychologischen Variablen (z. B. »Einstellungen«) und demografischen Daten (z. B. Alter, Beruf, Geschlecht...), was ein Denken im Bedingtheitsdiskurs nahelegt und damit leicht in eine kontrollwissenschaftliche Forschungspraxis abgeleitet – schließlich werden Bedingungen zumindest methodisch gesetzt oder gesucht, unter denen das Verhalten anderer Menschen vorhersagbar oder kontrollierbar sein soll. Aus kritisch-psychologischer Sicht wäre einzuwenden, dass (1.) die Resultate repräsentativer Erhebungen psychologisch erklärungsbedürftig bzw. begründungstheoretisch unaufgeklärt bleiben, dass (2.) Verteilungsaussagen nichts über einzelne Individuen aussagen, und (3.) auch der historisch-aggregative Verallgemeinerungstyp nicht auf psychologie-spezifischen, gegenstandsbezogenen Überlegungen beruht. So wären beispielsweise Studien der vergangenen Jahre, in denen Korrelationen von rechtsextremen Einstellungen und Prekarisierungserfahrungen konstatiert werden, mit der

Frage zu konfrontieren, inwiefern Personen mit Prekarisierungserfahrungen, aber *ohne* rechtsextremistische Einstellungen nur als statistische Abweichungen, bzw. besonders erklärungsbedürftige Einzelfälle aufscheinen – die in der Tendenzaussage formulierte kausale Zusammenhangsannahme »je prekärer die Lebensverhältnisse, desto wahrscheinlicher sind rechtsextreme Einstellungen« jedoch nicht in Frage gestellt wird. Ob diese emanzipatorisch gemeinten Analysen, in denen mitunter Typen von Einstellungen mit der sozialen Lage korreliert werden, um damit Forderungen nach mehr sozialer Gerechtigkeit zu untermauern, in der gesellschaftlichen Praxis mitunter in der Denkform »Geht es mir sozial schlecht, sind rechtsextreme Einstellungen bei mir normal« ankommen, ist wohl bedenkenswert.

Weder für typenbildende Verfahren der sinnverstehenden Soziologie noch für die subjektwissenschaftliche Möglichkeitsverallgemeinerung sind die Verfahren des universalistischen oder des historisch-aggregativen Verallgemeinerungstyps akzeptable Wege. Die Kritiken unterscheiden sich jedoch aufgrund der unterschiedlichen Forschungsperspektiven und -ziele: Das Ziel der soziologischen Forschung liegt im Erkennen gesellschaftlicher Handlungsstrukturen, soziologischer Regeln. Primäres Anliegen der am Einzelfall orientierten subjektwissenschaftlichen Forschung ist die theoretische Durchdringung eines lebenspraktischen Problems, also die Klärung des im Einzelfall gegebenen Verhältnisses von gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen, um auf diesem Weg den subjektiven Möglichkeitsraum des Einzelnen als »konkreten Fall« eines allgemein-gesellschaftlichen, typischen Möglichkeitsraumes erkennbar werden zu lassen.

Für die *Typenbildung* verlangt Weber über eine statistische Wahrscheinlichkeit hinaus die Klärung der »Sinnadäquanz« einer Handlung:

Eine *richtige* kausale *Deutung* eines konkreten Handelns bedeutet: dass der äußere Ablauf und das Motiv *zutreffend* und zugleich in ihrem Zusammenhang *sinnhaft verständlich* erkannt sind. Eine richtige kausale Deutung *typischen* Handelns [...] bedeutet: dass der als typisch behauptete Hergang sowohl [...] sinnadäquat erscheint, wie [...] kausal adäquat festgestellt werden kann. Fehlt die Sinnadäquanz, dann liegt selbst bei größter und zahlenmäßig in ihrer Wahrscheinlichkeit präzise angebbarer Regelmäßigkeit des Ablaufs (des äußeren sowohl wie des psychischen) nur eine *unverstehbare* [...] *statistische* Wahrscheinlichkeit vor. Andererseits bedeutet für die Tragweite soziologischer Erkenntnisse selbst die evidenteste Sinnadäquanz nur in dem Maß eine richtig *kausale* Aussage, als das der Beweis für das Bestehen einer (irgendwie angebbaren) Chance erbracht wird, dass das Handeln den sinnadäquat erscheinenden Verlauf tatsächlich mit angebbarer Häufigkeit oder Annäherung [...] zu nehmen pflegt. Nur solche statistische Regelmäßigkeiten, welche einem verständlichen gemeinten Sinn eines sozialen Handelns entsprechen, sind (im hier gebrauchten Wortsinn) *verständliche* Handlungstypen, also: »soziologische Regeln«. (Weber, 1985 [1922], 5f)

Für die Erkenntnis soziologischer Regeln ist die Angabe der statistischen Wahrscheinlichkeit einer Handlung für Weber also notwendig, aber nicht hinreichend – erst die Verständlichkeit einer Handlung erhebt sie über ein beobachtetes, aber theoretisch nicht-interpretierbares Verhalten. Auch wenn Webers Position damit die Kritik am historisch-aggregativen Verallgemeinerungstyp teilt, so wird sinnadäquat verstehbares Verhalten für die soziologische Forschung erst dann interessant, wenn ihre statistische Regelmäßigkeit (in irgendeinem Maße) angegeben werden kann.

Als Ausgangspunkt für die Frage, ob es vom *Subjektstandpunkt* verallgemeinerbare Aussagen gibt, untersucht Markard (1993) den Umgang der Grounded Theory mit dem Induktionsproblem⁵. In der von Glaser und Strauss begründeten Grounded Theory bilden Datenerhebung und -analyse eine prozessuale Einheit: Die Auswahl weiterer Fälle wird durch die inhaltlichen Kriterien gesteuert, die sich im Verlauf der Untersuchung ergeben. Als – vorläufig – abgeschlossen gilt der Prozess, wenn Daten und Theorie soweit übereinstimmen, dass die Forschungsfragen als beantwortet angesehen werden können, weil weitere Modifikationen durch die Untersuchung weiterer Fälle nicht zu erwarten sind. Da die Auswahl der Fälle somit theoriebezogen und nicht gemäß statistischen Ansprüchen an repräsentative Stichproben geschieht, können populationsbezogene Aussagen nicht getroffen werden. Die Aussagen »[...] betreffen vielmehr *raumzeitliche, historisch konkrete Dimensionen und Strukturen*, über deren *Verbreitetheit* bei Strafe induktiver Spekulation nichts gesagt werden kann, so dass diese Aussagen ‚historisch-strukturell« zu nennen sind« (Markard 1993, 35f). Möglich werden damit fallübergreifende (hypothetische) Aussagen: *Überall* da, wo die je herausgearbeiteten Dimensionen zu finden sind, ergeben sich auch die entsprechenden Zusammenhänge – *wie oft* und *wo* das so ist, ist damit nicht zu sagen (vgl. 36).

Dem Vorwurf an die Grounded Theory, induktiv vorzugehen, wird von Strauss entgegnet, dass nur die Gewinnung der Idee aus den Daten induktiv sei, während die daraus gezogenen Hypothesen zum Zwecke der Verifikation deduktiv gewonnen würden. Vergleichbares könnten nach dieser Argumentation jedoch auch nomothetisch Forschende für sich in Anspruch nehmen: Induktiv würden (erste) Hypothesen gewonnen, anschließend deduktiv Variablen abgeleitet und die Hypothese geprüft, um schließlich die Hypothese – bei ungünstiger Datenlage – zu spezifizieren und erneut zu prüfen (vgl. 37). Diese Frage nach der Alternierung von

5 Da sich auch Vertreter der Typenbildung in ihren methodologischen Begründungen mit der Grounded Theory auseinandergesetzt haben, bietet sich diese Arbeiten für einen weitergehenden Vergleich der methodischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede an (für die Kritische Psychologie vgl. Markard 1993; für die Typenbildung vgl. u. a. Kelle und Kluge 1999, 40; Gerhardt 1986, 81ff).

Induktion und Deduktion geht hinsichtlich der *Geltung* theoretischer Aussagen jedoch am Problem vorbei:

Die für das Geltungsproblem bedeutsame Alternative ist nämlich keineswegs ›Induktion – Deduktion‹, sondern ›Verifikation – Falsifikation‹. Die ›Alternierung‹ von Deduktion und Induktion ist demgemäß für die Lösung des auf Geltungsfragen bezogenen Induktionsproblems so trivial wie irrelevant. ›Deduktion‹ ist kein die Induktionsproblematik ermäßigendes Verfahren, sondern lediglich ›ein systemimmanentes Verfahren der Umformung von Aussagen‹ (Holzkamp 1968, 98, Fn.), die empirisch zu prüfen sind. (38)

Auch wenn die Grounded Theory damit keine Lösung für das Geltungsproblem zu bieten scheint, muss sie nicht notwendigerweise induktivistisch interpretiert werden.

Markard (38) diskutiert – ebenfalls unter den historisch-strukturellen Verallgemeinerungsformen – das Verfahren der Analytischen Induktion, die beispielsweise auch von Vertretern der Typenbildung wie z. B. Kelle und Kluge (1999, 40ff) unter dem Topos »Suche nach Gegenbeispielen« als ein theoriegeleitetes Sampling-Verfahren angeführt wird. In der Analytischen Induktion wird

[...] ein Phänomen definiert, hypothetisch erklärt und an einem Fall empirisch untersucht. Weicht der Fall von der Erklärung ab, werden Phänomen oder Hypothese so undefiniert, dass dieser Fall ausgeschlossen ist. Auf diese Weise wird mit weiteren Fällen verfahren, bis sich eine vorläufige stabile Definition und Erklärung ergeben hat. (Markard 1993, 38)

Die Vorgehensweisen der Analytischen Induktion und der Grounded Theory sind insofern vergleichbar, als beide Verfahren das zu untersuchende Phänomen und dessen theoretische Fassung so lange miteinander konfrontieren, bis eine Theorie gefunden ist, für die keine abweichenden Fälle mehr gefunden werden, die Theorie also zum Phänomen »passt«. Markard interpretiert das Ziel dieses Vorgehens aber anders als Kelle und Kluge: Letztere sehen in dem Vorgehen ein über Poppers hypothetiko-deduktiven Ansatz hinausgehendes Verfahren, dessen Ziel nicht die Überprüfung einer Theorie im oben geschilderten Sinne ist, sondern die aufgrund empirischer Gegenevidenz notwendige Weiterentwicklung der Theorie (vgl. Kelle und Kluge 1999, 43f). M.E. beschreibt diese Interpretation der »Suche nach Gegenbeispielen« jedoch genau das bereits beschriebene Wechselspiel von Deduktion und Induktion, das zur Lösung des Geltungsproblems nichts Neues beiträgt – was von den Autoren mit diesem Verfahren allerdings auch nicht angestrebt wird, da sie es ausschließlich als Sampling-Strategie verhandeln. Markards Interpretation der Analytischen Induktion hingegen verweist auf eine weitere mögliche Interpretation der Situation, in der Phänomen und Theorie nicht zueinander passen: Entweder – wie in der Interpretation von Kelle und Kluge, bzw. Popper – ist die Hypothese

falsch oder unzureichend und entsprechend zu reformulieren bzw. zu verwerfen, *oder* der betreffende Fall passt nicht zu dieser Hypothese (vgl. Markard 1993, 39). Auf die Frage »wer« von einer Theorie »betroffen« ist, lässt sich damit zunächst nicht mit einer Häufigkeits- oder Verbreitethetsaussage antworten, sondern nur: »Jede Person, auf die die gegebenen Strukturaussagen zutreffen« (vgl. 39).⁶

Mit der Frage ob ein einzelner Fall zu einer Hypothese »passt« bzw. »nicht passt« ist im Übrigen auch der Datenbezug einer Theorie angesprochen, mithin also die Frage, ob es sich dabei um »kontingente« oder aber um »implikative« Zusammenhänge handelt. Während kontingente Zusammenhänge an der Realität prüfbar sind, gilt dies nicht für implikative Zusammenhänge. Letztere können dabei entweder begrifflicher Art sein (also z. B. logisch notwendig bzw. sprachlich selbst-evident: »Wenn A nördlich von B liegt, liegt B südlich von A.«) oder aber kategorial begründet sein (zu begrifflichen Implikationen in sozialwissenschaftlichen Theorien vgl. Brandstädter 1982, 1984 und 1994; zu kategorialen Implikationen vgl. Holzkamp 1994). Die Feststellung, dass ein Fall zu einer Hypothese »passen« bzw. »nicht passen« kann, heißt letztlich dass sich das Verhältnis von Theorie und Empirie umkehrt, Daten bzw. Fälle zu Theorien also nicht in einem Prüfbezug stehen können, sondern Theorien zu den Daten in einem Anwendungsbezug (vgl. Markard 2000).

Die drei Typen der Verallgemeinerung resümierend lässt sich festhalten: Sowohl bei Ansätzen des universalistischen als auch des historisch-aggregativen Verallgemeinerungstyps sind Einzelfälle nur interessant, sofern sie eine Hypothese falsifizieren können, die Repräsentativität der Stichprobe verletzen können, bzw. sofern sie zu zentralen Tendenzen betragen. Die Ansätze der Analytischen Induktion, der Grounded Theory, der empirischen Typenbildung und die subjektwissenschaftliche Möglichkeitsverallgemeinerung haben hingegen eine Art von Aussagen zum Ziel, die auf historisch konkrete Strukturzusammenhänge verweist.

Forschungsperspektive, Daten und Verfahrensschritte

Nach der Klärung der methodologischen Zielsetzungen der beiden Verfahren – der Funktion von Typus / Typologie bzw. der typischen Möglichkeitsräume sowie der Art der angestrebten Aussagen – soll nun ein Überblick über die Perspektive im Forschungsprozess, die Verwendung von Daten und schließlich die Verfahrensschritte gegeben werden.⁷

6 Inwiefern anschließende Schätzungen der Verbreitetheit der einzelnen Typen auf Grundlage von den für die Bildung der Typen als konstitutiv angenommenen Bedingungen zulässig sind, kann ich an dieser Stelle nicht erörtern.

Die große Verbreitung von Verfahren der *empirischen Typenbildung* liegt m. E. neben der systematischen theoretischen Begründung und der langjährigen institutionellen Tradition in ihrer Praktikabilität begründet. Erstens korrespondiert der Umstand, dass die Untersuchung vom *Standpunkt des Forschers* durchgeführt wird – der die Aufträge gesellschaftlicher Institutionen in ein Forschungsprojekt reformuliert, für die Datenerhebung »ins Feld geht« und wieder an einen Schreibtisch zurückkehrt, um dort die Auswertung der Daten vorzunehmen und die Ergebnisse den Auftraggebern zurückzumelden – gut mit den Anforderungen einer Auftragsforschung, die Antworten auf *ihre* Fragen sucht (vgl. Heinze 2001). Aufgeworfen ist damit zum einen die Frage nach der demokratischen Legitimation der Auswahl der Fragen – welche Fragen werden wie und in welcher Weise gestellt, bzw. welche Fragen erscheinen als nicht (oder nicht in dieser Form) förderungswürdig. Zudem werden die an der Forschung beteiligten »Fälle« tendenziell auf die Funktion von Datenlieferanten reduziert und die Befähigung zur wissenschaftlichen Auswertung allein dem Forscher zugesprochen, der damit letztlich die Autorität über die »Wahrheit« des Ergebnisses behält. Auch das Vorgehen der »kommunikativen Validierung«, die Rückmeldung der Ergebnisse der Auswertung an die Befragten, dient eher der Aufklärung von offenen Fragen denn der grundsätzlichen Offenheit gegenüber abweichenden Interpretationen.

Ein zweiter wesentlicher Punkt ist die relative Offenheit des Verfahrens. Dies knüpft zum einen an den letzten Gesichtspunkt an, wenn beispielsweise die Bestimmung des Auftrags eine Untersuchung der Qualität bzw. Beschaffenheit eines Problems erfordert und (noch) keine Erhebung der quantitativen Relevanz – für die wiederum (ganz im Sinne der Teilung in »qualitative« und »quantitative« Methoden) die stärker standardisierten, geschlossenen Erhebungs- und Auswertungsmethoden ihre Zuständigkeit beanspruchen. Unter dem methodischen Gesichtspunkt zeigt sich diese Offenheit bei der Fähigkeit zur *Integration von Daten*: So können qualitativ so unterschiedliche Daten wie Löhne, subjektive Vorstellungen zur Relation von Lebenssphären, Erfahrungen von Prekarität, Einstellungen und demografische Daten zu den einzelnen Personen etc., die auch im Hinblick auf ihr Skalenniveau verschieden sein können, zur Beschreibung der einzelnen Fälle herangezogen und diese miteinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Nicht zuletzt um dem Vorwurf der Beliebigkeit von Seiten des (quantitativen) Mainstreams zu begegnen und wenn schon nicht »Objektivität« so doch wenigstens

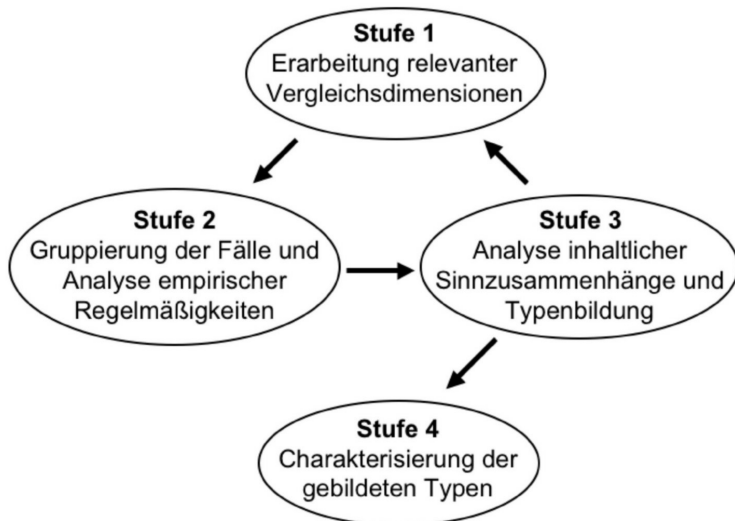
7 Bei der Darstellung der Verfahrensmomente soll nur unter dem Gesichtspunkt der Forschungsperspektive auf die Probleme der Analyse verbaler Daten – z. B. mit der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2000) – eingegangen werden; ausführlichere Erörterungen finden sich u. a. bei Markard (2000).

»intersubjektive Nachvollziehbarkeit« (Steinke 2000) zu erleichtern, ist das *Verfahren* der Auswertung formalisiert. Im Sinne des Ziels der Ordnung der empirischen Fälle soll bei der Konstruktion der Typen auf eine möglichst große »interne Homogenität« (Ähnlichkeit der Fälle eines Typs) sowie »externe Heterogenität« (Verschiedenheit der Fälle verschiedener Typen) geachtet werden. Das Vorgehen lässt sich in vier Stufen gliedern (vgl. Kelle/Kluge 1999):

1. *Die Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen.* Die Kontrastierung von Einzelfällen erfordert Vergleichsdimensionen, anhand derer die Fälle zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Einige grundlegende Dimensionen werden im Vorfeld der Untersuchung festgelegt, andere entstehen im Prozess der Untersuchung neu oder die Ausgangsdimensionen werden ausdifferenziert, um beispielsweise Subtypen bilden zu können.
2. *Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten.* Im zweiten Schritt werden die Einzelfälle aufgrund ihrer jeweiligen Merkmalsausprägungen gruppiert; hierbei wird die Aufstellung von Mehrfeldertafeln empfohlen, die den Blick für das »theoretisch Mögliche« schärfen soll – nicht zuletzt damit ein empirisches Nicht-Auftreten auch als Ergebnis interpretiert werden kann.
3. *Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge und Typenbildung.* Für die Analyse sozialen Handelns reicht die in Schritt 2 vorgenommene Ordnung nach empirischen Regelmäßigkeiten / Häufigkeiten nicht aus, solange nicht ebenfalls das Kriterium der »Sinnadäquanz«, die prinzipielle Verständlichkeit der Handlung gegeben ist.
4. *Charakterisierung der gebildeten Typen.* Die Abfolge der ersten drei Stufen wird so lange wiederholt, bis die Suche nach neuen Fällen keine neuen Erkenntnisse mehr verspricht und die Untersuchung aus pragmatischen Gründen abgebrochen wird. Soll für die Untersuchung kein Idealtypus gebildet werden (s. u.), so wird der Auswertungsprozess mit einer möglichst präzisen Beschreibung und Benennung der Typen entlang der verwendeten Dimensionen abgeschlossen.

Die meisten Untersuchungen sind mit Bildung der Typologie und der Charakterisierung der gebildeten Typen abgeschlossen. Soll ein Idealtypus gebildet werden, so schließen sich dessen Konstruktion und eine mögliche Konfrontierung der Einzelfälle mit dem Idealtypus als weitere Schritte an.

Die kritisch-psychologische *Möglichkeitsverallgemeinerung* hat das Ziel, die individuellen Handlungsmöglichkeiten (subjektiver Möglichkeitsraum) als Konkretisierung allgemeiner gesellschaftlicher Handlungsmöglichkeiten (typischer Möglichkeitsraum) erkennbar werden zu lassen. Da die Möglichkeiten wie sie den Einzelnen (»je mir«) erscheinen, zunächst einmal nur eben diesen Personen gegeben sind, muss diesem Umstand auch in der methodischen Umsetzung der Forschung Rechnung getragen werden. So erlaubt die theoretische Analyse des subjektiven



Stufenmodell empirisch begründeter Typenbildung (Kelle / Kluge, 1999, 82)

bzw. des typischen Möglichkeitsraumes keinen »Standpunkt außerhalb«, sondern erfordert die Qualifikation aller am Forschungsprozess Beteiligten zu »Mitforschern« und eine durchgängige Kooperation im Forschungsprozess. Allein diese Anforderung an die konsequente Umsetzung des *Subjektstandpunktes* in der Untersuchung ist in der Praxis nur schwer umsetzbar und daher mit den gegebenen Strukturen des Wissenschaftsbetriebs und insbesondere den Lebensverhältnissen der nicht-professionell Forschenden nur bedingt vereinbar. Eine weitere Konsequenz des Subjektstandpunktes ist die prinzipielle Offenheit gegenüber allen Formen von *Daten*, die von den Beteiligten in den Forschungsprozess eingebracht werden können, wenn man jene nicht schon auf dieser Ebene bei der Beschreibung ihrer »Sicht auf die Dinge« beschneiden möchte⁸.

Das *Verfahren* der Möglichkeitsverallgemeinerung lässt sich in zwei Abschnitte gliedern. Der erste Schritt ist die *Bedeutungsanalyse* des interessierenden Forschungsfeldes:

Die in den Fragestellungen und darin liegenden empirischen Verallgemeinerungen angesprochenen Lebensbedingungen (Institutionen, Arbeitsplätze, Familie, Medien,

8 Zu den verschiedenen Funktionen von Daten im subjektwissenschaftlichen Forschungsprozess vgl. Markard (2000), Kaindl und Markard (2000) und Holzkamp u. a. (1985).

besondere ›Umgebungen‹, künstlerische Exponate und alles erdenkliche andere) sind als *realhistorische Konkretisierungen formations-, lage- und positionsspezifischer Bedeutungskonstellationen einschließlich ihrer gesamtgesellschaftlichen Verweisungen* auf das darin liegende ›typische‹ *Verhältnis von Handlungs-/Verfügbarmöglichkeiten und deren Einschränkung/Mystifizierung* hin zu analysieren. (Holzkamp 1983, 552)

Nachdem mit der Bedeutungsanalyse auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen potentielle ›typische‹ Möglichkeitsräume herausgearbeitet wurden, sind diese Möglichkeitsräume in einem zweiten Schritt, der *Begründungsanalyse*, weiter zu differenzieren. Dazu werden auf der Ebene der subjektiv funktionalen Handlungsgründe Annahmen über »›typische‹ Formen von subjektiven Begründungszusammenhängen« (ebd.) angestellt, die sich aus den im vorherigen Schritt herausgearbeiteten Bedeutungskonstellationen als mögliche Handlungsprämissen ergeben. Die so genannte *Entwicklungsfigur* ist eine formale Fassung der Begründungsanalyse und gliedert den Forschungsprozess in vier Stadien:

1. *Deutung eines sich aus empirischen Daten ergebenden »kritischen« oder »problematischen« Sachverhalts.* Ausgangspunkt einer Entwicklungsfigur ist ein reales Problem in der Lebenspraxis, das es zu lösen gilt. Methodisch geht es in diesem Schritt darum, die aus dem »Alltagswissen« stammende und mehr oder weniger reflektierte Selbstverständlichkeit des Umgangs mit »einem solchen Problem« zu problematisieren und die Funktion dieses Verhaltens für die alltägliche Lebensbewältigung zu ergründen. Es gilt herauszuarbeiten, wie das, was als individuelles Problem erscheint, als individuelle Realisation gesellschaftlicher Bedeutungsstrukturen / Handlungsmöglichkeiten zu begreifen ist.
2. *Analyse und Durcharbeitung der gegebenenfalls gegen die Deutung gerichteten Abwehr der Betroffenen.* In dieser zweiten Phase gilt es, im Rahmen einer Abwehr- und Widerstandsanalyse, die unterschiedlichen und mitunter konfligierenden Deutungen der problematisierten Sachverhalte zu klären und dafür die »kategorialen Grundlagen der Sichtweise des Betroffenen herauszuarbeiten« (Markard 1985, 105), um diese dann mit den kategorialen Grundlagen der Kritischen Psychologie zu konfrontieren. Ziel dieser »kategorialen Reformulierung« des Problems ist eine neue Sichtweise auf das Problem – also die Suche nach einer »Theorie« für die Lösung dieses Problems:

Die Aufgabe der Theorienbildung besteht darin, verallgemeinerbare Möglichkeiten der Konfliktlösung aufzuzeigen, eine gegenüber der vorgetragenen alternative Praxis zu initiieren. Theorien in diesem Sinne beinhalten also hypothetische Aussagen über Begründungszusammenhänge von Handlungen und die sich damit für die Beteiligten ergebenden Konsequenzen. (Markard 1985, 106)

3. *Umstrukturierung der Praxis der Betroffenen gemäß den in der Lösungskonzeption entwickelten Handlungsvorschlägen.* Nachdem die Begründungsstruktur heraus-

gearbeitet wurde, die zu einer Handlungsproblematik geführt hatte, diese dann auf Basis kritisch-psychologischer Kategorien reflektiert und schließlich ein zweites »Begründungsmuster« herausgearbeitet wurde, dass zu einer verallgemeinerbaren Praxis führen soll, muss sich dieses nun an der Praxis »bewähren«. Die Angemessenheit einer Theorie zeigt sich darin, dass die ursprüngliche Unverfügbarkeit der Situation – durch die sie »je mir« problematisch wurde – außer Kraft gesetzt wird und »je ich« meinen kurzschlüssigen Bewältigungsversuchen nicht mehr »ausgesetzt« bin.

4. *Rückmeldung über die Effekte der Umstrukturierung der Praxis an das Forschungsprojekt.* Bei der Rückmeldung der veränderten Praxis ist zu prüfen, inwieweit in der Darstellung der geglückten Veränderung eventuell eigene / neue Mystifikationen enthalten sind.

Die dritte und vierte Phase der Entwicklungsfigur wurden in ihrer ursprünglichen Fassung als die Phasen der *Theorieprüfung* angesehen. Da die in den ersten beiden Instanzen formulierten Begründungsmuster unter dem Gesichtspunkt ihrer Geltung *implikativen* Charakters und damit einer empirischen Prüfung weder fähig noch bedürftig sind, schied diese als Verfahren der Geltungsbegründung aus. Um die Möglichkeit einer Theorienprüfung dennoch für die Kritische Psychologie zu retten, wurde deshalb davon ausgegangen, dass das *Verhältnis* zwischen dem ersten und dem zweiten Begründungsmuster nicht als implikativ zu verstehen sei, Lösungsvorschläge entsprechend »an der Theorie scheitern können«; zwar wären damit die einzelnen Begründungsmuster nicht zu widerlegen, aber deren Angemessenheit für die Praxis. Der Betroffene sollte demnach in der dritten Instanz der Entwicklungsfigur »prüfen«, ob sein praktisches Problem mit Hilfe des lösungsorientierten Begründungsmuster tatsächlich zu beheben ist. Die Annahme, auf diese Weise die Theorieprüfung in der subjektwissenschaftlichen Kritischen Psychologie zu erhalten, wurde inzwischen jedoch korrigiert:

Das erste Begründungsmuster, also der erste Prämissen-Gründe-Zusammenhang ist vom zweiten nicht unabhängig, sondern Teil der Prämissen des zweiten, so dass das Verhältnis beider Begründungsmuster implikativ und somit einer Prüfung weder bedürftig noch fähig ist. (Markard 2000, 246f)

Die geschilderten Schritte sind als ein »idealer Ablauf« zu verstehen, der in die Lösung des Ausgangsproblems münden soll. Da die Entwicklungsfigur in jeder ihrer Instanzen auch »scheitern« kann, ist es die Aufgabe der *Stagnationsfigur*, die möglichen Varianten des Scheiterns »parallel« zur Entwicklungsfigur zu systematisieren. Fehler sollen methodisch kontrolliert gesucht werden, denn es gilt herauszufinden, woran die praktische Veränderung gescheitert ist, um darüber u. U. zu neuen Perspektiven zu kommen. Die Stagnationsfigur ist als Negativfolie zur Entwicklungsfigur zu verstehen und deshalb auf die jeweiligen Instanzen der

Entwicklungsfigur zu beziehen – was an dieser Stelle aber nicht ausgeführt werden soll (vgl. Markard 1985).

Am Ende einer positiv verlaufenen Bedingungs-Bedeutungs-Begründungsanalyse steht also ein subjektiver Möglichkeitsraum, der als konkreter Fall eines typischen Möglichkeitsraumes analysiert wurde, individuell als solcher begriffen wird und in einer veränderten Lebenspraxis mündet. Dabei wird der einzelne Fall nicht durch eine »wissenschaftliche Instanz« einem Möglichkeitstyp subsumiert, sondern »*je ich*« entscheide an jedem Punkt des Konstruktionsprozesses des typischen Möglichkeitsraumes, inwiefern »mein Fall« ein konkreter »Fall von« dem allgemeineren, »typischen« Möglichkeitsraum ist. Als vorläufig abschließbar wird dieser Prozess angesehen, wenn die Untersuchung einzelner und weiterer Fälle keine neuen Erkenntnisse mehr verspricht:

Die Differenzierungen/Korrekturen mit dem Fortgang des Forschungsprozesses erbringen so gesehen immer weniger *wirklich neue typische subjektive Antworten* auf objektive Lebensbedingungen etc. und immer weitergehend lediglich *weniger relevante zusätzliche Anreicherungen der Erfassung der typischen Formen*. Das Verallgemeinerungsverhältnis zwischen ›Typ‹ und ›Einzelfall‹ ist so zwar niemals endgültig zu fixieren, *vereindeutigt sich aber quasi »asymptotisch« mit dem Fortgang des Forschungsprozesses*. (Holzkamp 1983, 555)

Gemeinsamkeiten und Differenzen von Typenbildung und typischer Möglichkeitsverallgemeinerung

In der Gegenüberstellung der beiden empirischen Forschungsverfahren sind auf verschiedenen Ebenen Gemeinsamkeiten und Differenzen herausgearbeitet worden. Beide Verfahren haben die Ordnung einzelner Fälle eines empirischen Gegenstandes zum Ziel, über den sie Aussagen eines als »historisch-strukturell« zu bezeichnenden Verallgemeinerungstyps treffen wollen. Aufgrund unterschiedlicher kategorialer Ausgangspunkte und damit verbundener methodologischer Annahmen unterscheiden sich jedoch sowohl die Forschungsperspektiven (»Forscher« vs. »Mitforscher«), als auch das »inhaltliche« Ziel der Untersuchung. Ausgehend von der Grundkategorie »sozialen Handelns« werden in der soziologischen Forschung gesellschaftliche Handlungstypen (»soziologische Regeln«) gesucht, die als Grundlage für die weitere Theoriebildung dienen. Ein weiterer möglicher Schritt in dem soziologischen Forschungsprozess ist die Konstruktion eines »Typus des rationalen Aktors«, eines Idealtyps, der zu dem empirischen Material »zurückkehrt«, aus dem er entstanden ist, und ein sinnadäquates Verstehen und kausaladäquates Erklären der einzelnen Fälle ermöglichen soll. In subjektwissenschaftlicher Forschung werden, ausgehend von der zentralen Analysekategorie der Handlungsfähigkeit, individuelle Hand-

lungsproblematiken analysiert, um den im Einzelfall gegebenen »subjektiven« als einen allgemeinen, »typischen« Möglichkeitsraum begreifen zu können. Wird in der soziologischen Perspektive also zunächst das soziale Handeln typisiert (dessen »Sinn« wiederum auf gesellschaftliche Strukturen gerichtet ist), sind es in der subjektwissenschaftlichen Forschung gesellschaftliche Bedeutungsstrukturen, die den Einzelnen als typische Handlungsmöglichkeiten gegenüberstehen.

Bei der Beurteilung von Verfahren der empirischen Typenbildung in der Tradition der sinnverstehenden Soziologie erscheinen mir aus subjektwissenschaftlicher Sicht insbesondere zwei Aspekte kritisch. Zum einen verbleibt die Autorität im Forschungsprozess beim Forscher, der aus dem empirischen Material den subjektiv gemeinten Sinn der Einzelfälle »deutet«. Diese haben im Regelfall keine Möglichkeit, dieser Perspektive alternative Handlungsbegründungen entgegenzusetzen und sich damit gegen die vom Forscher als wichtig erachteten, den Forschungsprozess strukturierenden Kategorien zu verwehren und ihrer Sicht der Dinge Geltung zu verschaffen. Auch der zweite wesentliche Kritikpunkt hängt mit der Frage zusammen, welcher Standpunkt im Forschungsprozess eingenommen wird: Er betrifft die Konstruktion eines Typus des rationalen Aktors, dem gegenüber die Einzelfälle als Abweichung definiert sind. Die im »idealisierend-typisierenden« Aufriß vom Forscher vorgenommene Ausklammerung von im Einzelfall als »irrational« Erscheinendem ist nicht mit einer subjektwissenschaftlichen Forschungsperspektive zu vereinbaren. Nach dieser wäre, was zunächst als »irrational« imponiert, besser als »in der individuellen Begründungsstruktur (noch) unaufgeklärt« zu fassen.

Literatur

- Brandtstädter, Jochen, 1982: Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 13, 267–277
- Ders., 1984: Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen: Weiterführende Argumente und Beispiele, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 15, 151–158
- Ders., 1994: Forschungshypothesen und strukturelle Implikationen: Abgrenzungen und Abgrenzungsprobleme, in: *Forum Kritische Psychologie* 34, 7–13
- Faltermaier, Toni, 1990: Verallgemeinerung und lebensweltliche Spezifität. Auf dem Weg zu Qualitätskriterien für die qualitative Forschung. In: G. Jüttemann (Hg.), *Komparative Kasuistik*, Asanger Heidelberg
- Gerhardt, Ute, 1986: *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie*, Suhrkamp Frankfurt/M
- Heinze, Thomas, 2001: *Qualitative Sozialforschung*, Oldenbourg München
- Holzkamp, Klaus, 1983: *Grundlegung der Psychologie*, Campus Frankfurt/M-New York
- Ders., 1988: »Persönlichkeit« – Zur Funktionskritik eines Begriffs, in: *Forum Kritische Psychologie* 22, 123–132
- Ders., 1994: Verborgene Begründungsmuster in traditionellen Lerntheorien?, in: *Forum Kritische Psychologie* 34, 13–17
- Ders., Morus Markard und Gisela Ulmann, 1985: Bericht an die DFG über den »Fortgang der Arbeiten«, Abschlußbericht im Rahmen einer Kleinförderung, in: *Forum Kritische Psychologie* 17, 51–71
- Kaindl, Christina, und Morus Markard, 2000: Das Ausbildungsprojekt »Subjektwissenschaftliche Berufspraxis« – theoretische, methodische und organisatorische Aspekte studentischer Praxisforschung. In: M. Markard u. ASB, *Kritische Psychologie und studentische Praxisforschung. Wider Mainstream und Psychoboom. Konzepte und Erfahrungen des Ausbildungsprojekts subjektwissenschaftliche Berufspraxis an der FU Berlin*, Argument Hamburg
- Kelle, Udo, und Susanne Kluge, 1999: *Vom Einzelfall zum Typus. (Qualitative Sozialforschung Bd. 4)*, Leske+Budrich Opladen
- Markard, Morus, 1985: Konzepte der methodischen Entwicklung des Projekts Subjektentwicklung in der frühen Kindheit – Ergänzung zum Antrag auf Gewährung einer Sachbeihilfe durch die DFG, in: *Forum Kritische Psychologie* 17, 101–120

- Ders., 1993: Kann es in einer Psychologie vom Standpunkt des Subjekts verallgemeinerbare Aussagen geben?, in: *Forum Kritische Psychologie* 31, 29–51
- Ders., 2000: Verbale Daten, Entwicklungsfigur, Begründungsmuster, Theorienprüfung: Methodische Probleme und Entwicklungen in der Projektarbeit. In: M. Markard u. Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis, *Kritische Psychologie und studentische Praxisforschung. Wider Mainstream und Psychoboom. Konzepte und Erfahrungen des Ausbildungsprojekts subjektwissenschaftliche Berufspraxis an der FU Berlin*, Argument Hamburg
- Mayring, Peter, 2000 [1983]: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Deutscher Studien Verlag Weinheim
- McLaughlin, Peter, und Weyma Lübbe, 1996: Typus. In: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Band 4, Metzler Stuttgart-Weimar, 363–364
- Reimer, Katrin, 2003: Die Bedeutung von Max Webers »Idealtypus« für die subjektwissenschaftliche Forschung, in: *Forum Kritische Psychologie* 47, 99–111
- Steinke, Ines, 2000: Gütekriterien qualitativer Forschung. In: U. Flick, E. v. Kardorff u. I. Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Rowohlt Reinbek b. Hamburg, 319–331
- Weber, Max, 1968 [1904]: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von J. Winckelmann, Mohr Tübingen
- Ders. 1985 [1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Besorgt von Johannes Winckelmann, Mohr Tübingen